

«Wir wussten nur: Es wird schlimm»

Der jüdische Historiker Edgar Feuchtwanger war in München Hitlers Nachbar. Wenn er seine Nase ans Fenster drückte, erlebte er als Kind Zeitgeschichte – bis er Deutschland verlassen musste.

Von Pierre Heumann und Philipp Ebeling (Bild)

Herr Feuchtwanger, Sie wohnten in Ihrer Jugend gegenüber der Münchner Wohnung von Adolf Hitler. Was haben Sie als kleiner Junge mitgekriegt?

1933, als er gerade Kanzler geworden war, wurde ich spazieren geführt . . .

. . . Sie waren damals acht Jahre alt . . .

. . . und gerade im Moment, als wir an seinem Haus vorbeigingen, kam er heraus und schaute uns an, und wir haben ihn angeschaut. Er hatte einen weissen Regenmantel an mit Gurt und einen Schlapphut. Ein paar Leute, die zufällig da waren, schrien «Heil Hitler», und er lüftete seinen Hut ein bisschen, grüsste mit vorgehaltenem Arm und stieg dann ins Auto.

Sie lebten im «Mittelpunkt des Orkans», wie Sie in Ihrer Biografie schreiben. Ihre Wohnung war an der Grillparzerstrasse 38, diejenige von Hitler quer gegenüber am Prinzregentenplatz 16. Hatten Sie Angst?

Nein, Angst hat man vielleicht vor jemandem, der einen mit dem Stock bedroht, aber das hatte er ja nicht getan.

Aber in Ihrer Familie hatte man Angst.

Natürlich. Meine Eltern wussten, das ist eine sehr schlechte Sache für uns, für uns Juden und für alle Deutschen. Hitler, seine Absichten und seine Politik waren das beherrschende Thema in unserer Familie. Mein Onkel, Lion Feuchtwanger, hatte damals einen Bestseller geschrieben, in dem er vor Hitler und seiner Nazipartei warnte. Der Name Feuchtwanger war Hitler also bestimmt bekannt – und sehr negativ belegt.

Wie konnten Sie als Kind erkennen, dass Ihr Nachbar der Diktator ist?

Er hatte ja die ganze Szene gefüllt. Für den Normalbürger war er das Regime Hitler, bereits ab 1933. Er war die Personifikation des Regimes. Und ich konnte es auch daran sehen, was sich vor unserer Haustüre abspielte.

Was denn?

Er war damals schon der grosse Diktator, man wusste, das ist ein sehr wichtiger Mann. Wenn er zu Hause war, waren seine Mercedes-Autos vor seinem Haus geparkt. Dann konnte man nicht mehr auf dem Trottoir gehen. Ab und zu kam er plötzlich raus, und da waren zuerst die drei Chauffeure, die machten die Motoren an, und dann folgte die SS, seine Leibwache, die Fahrer gingen in die Autos, und schliesslich kam er selber, mit der Hand zum Gruss

vorgestreckt. Er stieg ins erste Auto ein, neben dem Fahrer.

Als Kind spürten Sie, wie sich die Nachbarschaft des Diktators auf Sie auswirkte. Einmal, so schreiben Sie, gab es plötzlich weniger Milch als gewöhnlich.

1930 oder 1931 sagte mir meine Mutter: «Wir haben jetzt nicht viel Milch, der Milchmann sagt, er müsse mehr Flaschen als sonst bei Hitler abliefern.» Ich spürte intuitiv, wie prominent dieser Mann war.

Wie denn zum Beispiel?

Hitler und ich hatten damals denselben Zahnarzt, und im Wartezimmer war man ständig darauf vorbereitet, dass Hitler demnächst erscheinen würde. Wie stellt man sich das vor? (*Lacht*) Das war am Anfang seines Aufstiegs, danach hatte er ja wohl seinen Hofzahnarzt. Das Treiben um diesen Mann erweckte meine kindliche Neugierde. Als Achtjähriger wollte ich zum Beispiel einmal sehen, ob auf der Klingel «Hitler» steht. Doch an Hitlers Haustüre war kein Schild mit dem Namen Hitler angebracht. Angeschrieben war «Winter», das war der Name seiner Haushälterin, wie ich später erfuhr.

Weshalb denn das?

Man wollte wohl nicht den Namen Hitler hinsetzen, sonst hätten die Leute ständig geläutet. Zunächst führte ja seine Halbschwester den Haushalt, die hiess Angela Raubal, und mit deren Tochter Geli hatte Hitler eine Affäre, vermutet man. Diese Tochter hatte sich 1931 in der Wohnung erschossen. Das Zimmer, in dem sie sich umgebracht hatte, blieb unverändert und unzugänglich wie eine Art Heiligtum. Als die Raubal wegging, war seine Haushälterin dann eben diese Frau Winter, deren Mann ein Feldwebel war.

Weshalb hatte Hitler eigentlich die Wohnung in München all die Jahre behalten, obwohl er in Berlin engagiert war?

Vielleicht weil sich dort seine Geliebte umgebracht hatte. Aber die Wohnung war auch ein praktischer Halteplatz für ihn. Er wollte ja oft in seine Residenz im Obersalzberg bei Berchtesgaden. Damals konnte man nicht oft fliegen, das hing stark vom Wetter ab. Man konnte Hitler manchmal auch im Liegestuhl im Garten der Villa von Heinrich Hoffmann, seinem Fotografen, sehen, an der ich jeden Tag auf dem Weg zur Schule vorbeikam.

Vor Ihrer Haustüre hat sich Weltgeschichte abgespielt. Sie haben zum Beispiel miterlebt, wie Neville Chamberlain, der dama-

lige britische Regierungschef, oder Benito Mussolini, der Duce, Hitler besuchten.

1938 war viel Betrieb. Menschenmengen sammelten sich vor unserem Haus auf der Strasse, und da bin ich natürlich auch schon mal stehen geblieben. Man wusste nicht immer genau, wer die Leute waren, die bei Hitler ein und aus gingen. Durch die Menge ging aber einmal das Gerücht, das sei Mussolini, ein anderes Mal hiess es, das sei Chamberlain, aber ganz sicher war man sich nicht. Man weiss heute aber, dass Hitler Chamberlain zu sich nach Hause eingeladen hatte, und in dieser Wohnung wurde ein Papierblatt unterzeichnet, das Chamberlain nach seiner Rückkehr in London als «peace in our time» pries. Wir wussten aber, dass Hitler dieses Papier kaum angeschaut hatte, das war für ihn vollkommen bedeutungslos. Chamberlain war zwar davor gewarnt worden, Hitler zu trauen, aber er nahm diese Warnungen nicht ernst.

Sie waren Ihr Leben lang Wissenschaftler, schrieben über Benjamin Disraeli, der im 19. Jahrhundert britischer Premier war, Sie forschten über das englische Königshaus und publizierten über das viktorianische Zeitalter und den Zweiten Weltkrieg. Deshalb die Frage: Was ist Ihrer Meinung nach mehr geeignet, Geschichte zu analysieren und zu reflektieren: eine wissenschaftliche Analyse oder Erinnerungen von Zeitzeugen?

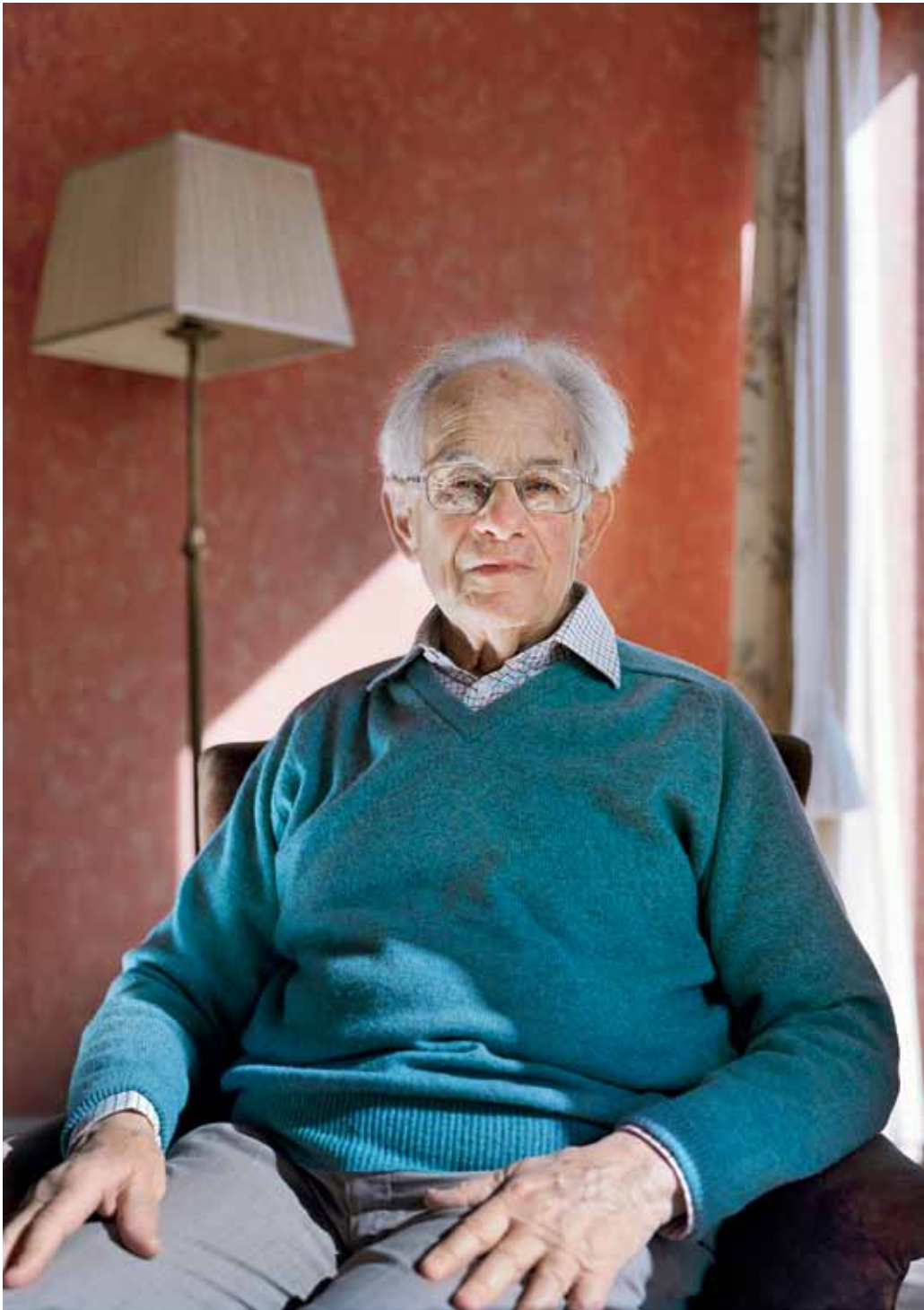
Es braucht natürlich historische Analysen, um zu begreifen, was geschah. Wenn man bloss seine Nase ans Fenster drückt, weiss man nicht genau, was los ist.

Wo liegt denn der Wert der mündlichen Geschichte?

Die sogenannte Oral History ist schon recht wichtig. Auch wenn die Vergangenheit in Geschichtsbüchern aufbereitet und wissenschaftlich eingeordnet wird, hat man oft ein falsches Bild davon, wie das möglich war. Es ist deshalb wichtig, Zeitzeugen zu befragen.

In Ihren Erinnerungen vermitteln Sie anschaulich, wie Hitler seinen Personenkult installiert hat.

Das habe ich in der Volksschule erlebt, wo ich zum Beispiel Hakenkreuze zeichnen musste und über die Leistungen Hitlers «informiert» wurde. Vielleicht war Hitler, zusammen mit Joseph Goebbels, seinem Propagandachef, der Erste, der den Aufbau eines Personenkults perfektionierte. Die Medien mussten immer wieder darüber berichten, wie er eine Autobahn eröffnete, ein neues



«Hitler und ich hatten denselben Zahnarzt»: Zeitzeuge Feuchtwanger.

Theater einweihete. Man konnte kaum Atem schöpfen, da war schon wieder was. Er fuhr in Booten den Rhein runter, oder er zeigte sich bei den Festspielen in Bayreuth. Es hiess also immer: Hitler, Hitler, Hitler.

Wäre dieses PR-Machwerk heute noch möglich?

Ich glaube nicht, denn es zeigt sich ja, dass selbst in autoritären Regime etwas von aussen ins Innere dringt, über das Internet, das kann man nicht ganz unterbinden.

Der Soziologe Max Weber schrieb damals über die Notwendigkeit, einen charismatischen Politiker an der Spitze zu haben.

Im weberschen Konzept war Politik nicht mehr die Politik der Eliten, sondern die

Politik der Massen. Um die Massen in Schach zu halten oder zu kontrollieren, brauchte man eine charismatische Persönlichkeit, und dann haben viele Deutsche, auch Intellektuelle, gesagt, Hitler sei vielleicht diese Persönlichkeit. Leute, die vernünftig waren oder demokratisch, konnten sich indessen nicht vorstellen, dass dieser Mann ein ganzes Land in Schach halten kann.

Wie ist es ihm gelungen?

Die Voraussetzungen waren günstig. Er hatte diese Propagandamaschine geschaffen. Zudem war er ab Mitte der dreissiger Jahre sensationell erfolgreich. Er hatte einen Coup nach dem anderen gelandet – aussenpolitisch. Er hatte das Rheinland besetzt. Die Franzosen

sagten nichts. Österreich nahm er ein, ohne einen Schuss abzufeuern, das wäre nicht mal Bismarck gelungen. Dann war die Tschechoslowakei an der Reihe. Worauf sich Hitler sagte: «Wenn ich nicht alle sechs Monate ein Land nehme, bin ich nicht mehr ganz oben, dann bin ich wie ein Seiltänzer, der ins Wanken gerät.» Hinter vorgehaltener Hand erzählte man sich: «Chamberlain takes his weekends in the country, Hitler takes a country at the weekend», oder, frei übersetzt: Chamberlain geht am Wochenende aufs Land, Hitler nimmt sich an Wochenenden ein Land.

Wären die Regierungen in Paris und London damals entschieden gegen die Expansionsgelüste Hitlers aufgetreten, wäre die Geschichte wohl anders verlaufen.

Mit Sicherheit. Chamberlains Politik war ein Riesenfehler – darüber wurden ja ganze Bibliotheken geschrieben. Wobei «Appeasement» bis Chamberlain ein respektables Wort war.

Gehen wir zurück in Ihre Jugend: Sie stammen aus einer angesehenen Intellektuellenfamilie, in Ihrem Haus gingen Geistesgrössen ein und aus. Haben Sie damals schon gespürt, dass diese Welt untergeht?

Das Ausmass des Verderbens konnte man damals nicht voraussehen. Wir wussten nur: Es wird schlimm. Von diesen Ängsten habe ich viel mitgekriegt. Nach der Kristallnacht wusste man definitiv: In Deutschland waren Juden nicht mehr sicher.

Sie sind dann 1939, also zum letztmöglichen Zeitpunkt, nach England geflüchtet.

Mein Vater hatte mich im Zug bis an die niederländische Grenze begleitet. In dem Zug wurden wir von SS-Männern kontrolliert. «Warum wandern Sie nicht aus?», fragten sie meinen Vater. Er würde das gerade vorbereiten, sagte er ihnen. Das war es, was sie hören wollten, bevor sie sich die «Endlösung» ausdachten: dass Juden «freiwillig» auswanderten.

In deutscher Übersetzung erschienen Ihre Bücher bei Duncker & Humblot, also dort, wo Ihr Vater bis 1936 als akademischer Leiter wirkte, bevor er Knall auf Fall entlassen wurde, weil er Jude war. Was ist das für ein Gefühl für Sie, heute beim selben Verlag zu publizieren?

Meinen Vater hätte es gefreut. Auch John Maynard Keynes hatte er übrigens in den Verlag gebracht. Das letzte Buch, das mein Vater verlegen konnte, bevor er als Nichtarier herausgeworfen wurde, war die «Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes» von Keynes – ein Buch, das gerade heute wieder viel zu reden gibt.

Edgar Feuchtwanger, 89, emeritierter Geschichtsprofessor, lebte als Kind mit seiner Familie in München in der Nähe der Privatwohnung von Adolf Hitler. Feuchtwangers Buch «Hitler, mon voisin: Souvenirs d'un enfant juif» erscheint im Herbst im Siedler-Verlag.